

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 2

Illustration: [s.n.]
Autor: Stauber, Jules

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Vorsatz

Das dürfte gar nicht wahr sein: Babette hat einen Neujahrsvorsatz gefasst! Im Grunde genommen ist sie für eine Irrung dieser Art zu realistisch. Aber wenn's den Menschen packt, packt's ihn ...

Meine Kollegin Babette will aufhören zu qualmen. Nicht abrupt, sondern allmählich. «Geplant, gezielt», wie die grimmig Entschlossene betont. Dabei könnte ihr jeder in Selbstdisziplin Erfahrene sagen, dass es leichter ist, ganz zu verzichten, als sich einzuschränken. Einige der Ich-Bezwinger haben tatsächlich versucht, Babette zu belehren. Doch

Von Ilse Frank

die hätschelt – wie immer – ihre eigenen Vorstellungen. «Ein Berner Schädel ist nicht von Blastig», flüstern seufzend Babettes Freunde, und ihre Feinde zischen noch Schlimmeres.

Die Heroïn kämpft also einen beinahe aussichtslosen Kampf. – Für Gesundheit und Umweltschutz, erklärt sie stolz. Ihr Nahziel ist der halbe Konsum. «Und auf der Strasse kein Wölklein mehr!» verkündet Babette, deren ewig sichtbarer Glimmstengel stadtweit zu reden gab. Eine Dame sündigt bekanntlich nicht in aller Öffentlichkeit.

Aussenstehende müssten sich theoretisch keinen Deut um die Anstrengungen der Nebel Reduzierenden kümmern. Doch wenn, im Umkreis von Kilometern, lässt das Gebaren eines zur Kasteiung Neigenden kalt? Ehrlich: Was in Babettes Umgebung fleucht und krecht, seufzt vor sich hin. Die Gefährtin, die Vertraute, die Kameradin ist unausstehlich. Nervös. Gereizt. Ihren Mund macht sie dauernd auf. Nein, Worte fließen kaum noch über die Lippen. Jedenfalls keine guten. Böse eher – und Flüche sonder Zahl. Babette, die nicht so oft wie früher an einem Filterende suckeln darf, verschafft sich Ersatzgenüsse. Beisst in Äpfel, kaut Schokolade, lutscht Bonbons, raspelt Süssholz, mahlt Nüsse, zermalmt Dörrobst. – Und fürchtet dick zu werden.

Jeden Morgen greift Babette als erstes nach der Brille, setzt sie auf die Nase, erklettert die Waage, beäugt ihr Gewicht. «Schon

zwei Kilo zugenommen, in drei Wochen!» klönt sie. «Wenn das so weitergeht ...» Dabei hat ihr der Arzt verkündet, zehn Kilo mehr am Leib seien wesentlich weniger schlimm als Teerpartikel in der Lunge. Babette weiss natürlich auch das besser: «Der hat gut reden!» ruft sie empört, «der ist ein Mann. Diese Gattung glaubt sowieso, selbst ein Schmerbauch mindere ihre Attraktivität nicht.» Diese Unmutsbezeugung lässt ahnen, wie angeschlagen die Verstörte bereits ist. Sie hat nämlich immer viel von ihrem Mediziner gehalten. Ausserdem mag sie die Vertreter des starken Geschlechts generell. Jetzt aber schlagen ihr die Söhne Adams aufs Gemüt:

a) weil viele sie beraten wollen,

b) weil sich manche von ihnen freudvoll einen Stumpfen anzünden, eine Zigarre stecken, ein Pfeifchen stopfen, während Babette verzweifelt auf Kaugummi mahlt. Und nachts, hat sie in einer schwachen Stunde stockend erzählt, nachts, wenn ihr im Traum überdimensionale Zigaretten erscheinen, wenn Kavalier Zündhölzer entflammen, dann, ja dann saugt die völlig Frustrierte am Daumen.

Es muss etwas Grässliches sein, dieses Leben abseits vom gewohnten Genuss. Babette überlistet sich täglich. Versteckt den Suchtstoff. Schliesst ihn im Pult ein, gibt den Schlüssel zur Verwahrung weg. Um nicht total abhängig zu werden, um nicht dauernd Betteln zu müssen, hat die Schlaue einen Notvorrat – von Schwachprodukten – angelegt. Die Ration für Krisenfälle tastet Babette nur an, wenn die Lage ernst, die Lust nicht mehr zu meistern ist. Doch bei jedem Griff in die Trickkiste beschleicht Babette ein lähmendes Gefühl der Niederlage. Dann sitzt sie hilflos da, schlägt die Hände vors Gesicht und ächzt ob ihrer – Zitat: Charakterschwäche.

Jeder noch nicht ganz Verrohte hat Erbarmen mit der Ärmsten. Möchte ihr empfehlen, zu tun, was sie nicht lassen kann. Natürlich schreibt sich das leichter, als es gesagt ist, denn niemand will der einsamen Streiterin den Eindruck vermitteln, er glaube nicht an sie. Ergo schweigt, wer es gut mit Babette meint, und lässt sich ergeben schikanieren.

Dass sich mancher Dulder bereits auf 1986 freut, versteht sich am Rande: In Optimisten lebt die Hoffnung, Babette nehme sich Anfang nächsten Jahres vor, sich nie wieder etwas vorzunehmen.

Integrieren – nicht isolieren!

Neulich traf ich eine Bekannte, die kurz zuvor ihren Mann verloren hatte. Sie berichtete vom Besuch einer «Tagung für junge Witwen». Ob sie ihr geholfen habe, fragte ich, oder ob sie danach noch deprimierter gewesen sei. Ja, sagte sie, die Tagung sei kein «Aufsteller» für die Teilnehmer gewesen.

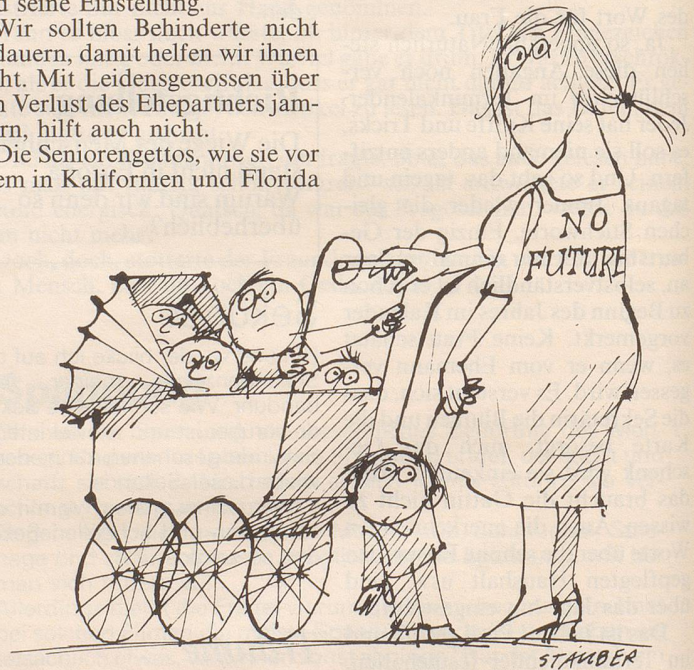
Ein junger, seit Jahren erblindeter Mann sagte mir, er gehe nie an Blindenzusammenkünfte und ähnliches, da werde nur erzählt, wie es zu der Erblindung gekommen sei, und von der Krankheit gesprochen. Er besuche lieber einen Fussballmatch, treffe sich mit Freunden. Er hat viele Freunde – lauter Sehende. Ich bewundere diesen jungen Mann und seine Einstellung.

Wir sollten Behinderte nicht bedauern, damit helfen wir ihnen nicht. Mit Leidensgenossen über den Verlust des Ehepartners jammern, hilft auch nicht.

Die Seniorengettos, wie sie vor allem in Kalifornien und Florida

üblich sind, finde ich nicht ideal. In ihnen isoliert man sich, verliert den Kontakt zu den Jungen, den Kindern. Dass man in eine solche Altersstadt nicht hineinkommt, wenn die Person, die man besuchen möchte, nicht zu Hause ist, habe ich in den USA selbst erfahren. – Das ist natürlich ein Schutz vor Überfällen! Aber diese totale Isolation hat mich doch erschreckt. Den Umgang mit Jungen, mit Kindern brauchen auch ältere Menschen. Kurze Besuche sind kein Ersatz.

Senioren und Behinderte nicht ausschliessen, sondern integrieren, so dass sie ein möglichst normales, erfülltes Leben führen können, das fände ich erstrebenswert. Hedy Gerber-Schwarz



Blick zurück ...

Als ich anno 1920 das zweite Jahr in die Sekundarschule ging, bekam ich eines Tages hohes Fieber und konnte nicht mehr schlucken. Es war spät im November; Reif überdeckte Wiesen und Äcker. Mutter und Grossmutter erprobten alle Hausmittel an mir. In einem Gespräch zwischen den beiden Frauen hörte ich zum erstenmal das Wort «Delirium» aus Grossmutter's Mund. Meine jüngeren Schwestern standen verängstigt in der Kammer.

Den Tierarzt, der wegen der Erkrankung eines Tieres im Stall war, holte die Grossmutter in die Kammer herauf. Mit einem aus der Küche mitgenommenen Suppenlöffel drückte er mir, als ich den Mund öffnete, die Zunge herunter. Da wir keinen Fiebermesser besaßen, legte mir der Viehdoktor seine beiden Hände um den Kopf: «Schätzungsweise 40 Grad! Da muss der Menschendoktor kommen; es könnte Diphtherie sein», diagnostizierte der Veterinär. Er sagte, ab sofort dürften meine Geschwister und meine Mutter nicht mehr in die Kammer kommen. Meiner